Was ist Phänomen, was Theorie ?

Aperçus zur goetheanistisch-phänomenologischen Methode

Andreas Dollfus

Wenn neue Forschungsergebnisse bekannt werden, wäre im Sinne einer exakten Betrachtung zu fragen: was ist dabei eigentlich Phänomen, was ist hingegen Theorie, Hypothese oder Modellvorstellung? Wie schnell heisst es in populären Schilderungen, man habe ein neues Teilchen entdeckt, wie wenn es sich um ein Materie-Klümpchen handelte, oder man könne Atome sehen, wenn man auf einem Bildschirm, als der «Endstation» einer komplizierten Apparatur, diskrete Strukturen erblickt. Man realisiert nicht, dass die Experimentiereinrichtung zur ganzen Erscheinung gehört, die das beobachtete Objekt unter Umständen zahlreichen Veränderungen unterwirft. Das Problem der *Interpretation* stellt sich. Es sei im Folgenden versucht, dieses Problem an drei Beispielen herauszuarbeiten.

«Reines Licht»

Goethe setzte sich bekanntlich mit der Natur des Lichtes grundlegend auseinander und kam zum Schluss, besonders auch in der Auseinandersetzung mit Newton, Licht sei «das einfachste, unzerlegteste, homogenste Wesen, das wir kennen», wie er an Jacobi schreibt (*Goethe*, zitiert in *Steiner* 1990). Licht besteht also nicht aus Farben und ist als solches, als reines Licht, gar nicht sichtbar. Wir sehen nur beleuchtete Flächen, und diese gehören bereits zum Gebiet der «Taten und Leiden des Lichtes». Von Bewegungen ist beim Licht nichts zu finden. Die Wellentheorie beruht auf einer Analogie zu den Wellen im mechanischen Bereich und wird als Hypothese dem Licht unterlegt. Die Lichtgeschwindigkeit ist eigentlich eine Signalgeschwindigkeit, weil deren Messung auf Änderungen des Lichtzustandes und damit auch auf Experimenten im Bereich der Taten und Leiden beruht. – Um zum reinen Licht vorzudringen, muss man alle Erscheinungen dieser Art entfernen. Und was bleibt? – Eigentlich nichts! Aber ein Nichts, in dem man «das All finden kann»[1], eben die reichhaltige Welt der farbigen Phänomene.

1 Faust zu Mephisto: «In deinem Nichts hoff ich das All zu finden» (Faust 2, 1. Akt, Kaiserliche Pfalz).

Was berechtigt uns unter diesen Aspekten überhaupt von reinem Licht zu sprechen? Ist es nicht ein blosses Postulat oder eben auch eine Hypothese? Inwiefern kommt hier die phänomenologische Methode an eine Grenze, hat man es doch nicht mehr mit sinnlich wahrnehmbaren Dingen zu tun?

Das Problem erhellt sich, wenn man aufgreift, was in der Erkenntnislehre Rudolf Steiners das Ideelle als das die Phänomene zu einer Ganzheit Verbindende bedeutet. Die *Idee*, im menschlichen Bewusstsein erkennend erlebt oder erlebend erkannt, gehört mit zu den Dingen in der Sinneswelt. Und so darf auch vom reinen Licht als Idee gesprochen werden, welche den ganzen Phänomenbereich der Lichtlehre zu einer Ganzheit zusammenschliesst. Diese Schlussweise ist berechtigt, weil man im Sinne einer «Phänomenologie des Bewusstseins» die Methode streng bis ins Ideelle fortsetzt und nichts Fremdes und Hypothesenhaftes in dieses Gebiet hineinträgt. Und wenn der Forscher sich in einem weiteren Schritt mit einem Meditationstext wie «Im Lichte lebet Weisheit» befasst, so gerät er nicht in ein Nebulos-Mystisches, sondern er bezieht ein, was in seinem Seelenleben bei diesen Betrachtungen vorgeht, so wie Goethe die sinnlich-sittliche Wirkung der Farben schildert.

Granit: lebendiger Ursprung?

Goethe, der Universalgeist, hat sich auch mit der härtesten Materie auseinandergesetzt und diese im Sinne der Phänomenologie exakt beobachtet. Er studiert die Bestandteile des Granits in ihren gewordenen Formen, stellt aber auch die Frage nach der Entstehung dieses Gesteins, das er als Grundlage aller geologischen Bildung betrachtet. Im Sinne seiner phänomenologischen Vorstellungsweise – er nennt sie «dynamisch» im Gegensatz zur atomistischen Betrachtungsart – kommt er zum Schluss oder zumindest zur Vermutung, dass trotz aller Härte des Endproduktes diesem ursprünglich etwas Lebendiges zu Grunde liegen muss. Im Aufsatz «Der Granit als Unterlage aller geologischen Bildung» (*Goethe*, zitiert in *Steiner* 1982) schreibt er: «Wenn wir diese Teile [Quarz, Feldspat, Glimmer] betrachten, so kömmt uns vor, als ob sie nicht, wie man es sonst bei Teilen denken muss, vor dem Ganzen gewesen seien, sie scheinen nicht zusammengesetzt oder an einander gebracht, sondern zugleich mit ihrem Ganzen, das sie ausmachen, entstanden. Und obgleich nur der Glimmer öfters in seiner sechsseitigen, tafelartigen Kristallisation erscheint, und Quarz und Feldspat, weil es ihnen an Raum gebrach, die ihnen eigenen Gestalten nicht annehmen konnten, so sieht man doch offenbar, dass der Granit durch eine lebendige, bei ihrem Ursprung sehr zusammengedrängte Kristallisation entstanden ist».

Goethe liest im Buche der Natur. Er sucht zu erfassen, was die gewordenen Formen aussprechen. Sie weisen auf frühere Stadien der Gesteinsbildung zurück. Goethe darf auf etwas Lebendiges als Ursprung schliessen, weil er